

Telekom-Hochschule gefragt

## Hightech in den Labors und der Kellersauna

Ein magentafarbenes T auf grauem Grund weist den Weg zu einer von Leipzigs kleinsten Hochschulen. Seit 50 Jahren werden an der Telekom-Fachhochschule in der Gustav-Freytag-Straße Nachrichtentechniker und Telekommunikations-Informatiker ausgebildet. Angefangen hat die Erfolgsstory 1953 mit der Gründung der Fachschule für Post- und Fernmeldewesen. 277 Studenten hatten damals die dreijährige Ausbildung begonnen, um als „Postwirtschaftler“ in der jungen DDR eine Anstellung zu finden. Knapp 11 000 Studenten haben inzwischen hier ihr Diplom erhalten.

Dennoch fristete die Hochschule bisher ein Schattendasein im Vergleich zur Universität. „Wir wollen dafür sorgen, dass die Telekom den besten Nachwuchs bekommt“, sagt Rektor Volkmar Brückner. Rund 30 bis 40 Prozent der Absolventen werden direkt von der Deutschen Telekom übernommen. „Auch die übrigen haben selbst in schlechten Zeiten wie jetzt keine Probleme, einen fachgerechten Job zu finden“, sagt der 53-Jährige. Taxifahren oder Kellnern musste hier nach dem Diplom angeblich noch niemand.

Auf hellen Holzregalen reihen sich in der Bibliothek die neuesten Lehrbücher, die Studenten pauken auf der Campus-Terrasse und die Labore strotzen vor Hightech. „Die Haushaltsperre in Sachsen trifft uns nicht“, sagt der Rektor nicht ohne Stolz. Gerade weil die übrigen Hochschulen des Freistaates unter der angezogenen Kostenschraube leiden, boomt die private Telekom-Fachhochschule. Von den 270 Bewerbern im vergangenen Semester konnten nur 160 genommen werden. „Sonst könnten wir unsere praktische Ausbildung nicht mehr gewährleisten. Jeder Student soll mit eigenen Händen arbeiten, mit den Augen verstehen“, erklärt Brückner.

Mehr als drei Viertel der Studierenden kommen aus Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen. Dazu zählt auch die 21-jährige Christine Kschentz. „Ich schätze vor allem den engen Bezug zum Markt. Und ab und an schaut auch mal ein hohes Tier aus Bonn vorbei. Wo gibt es das sonst noch“, sagt die Vorsitzende des Studentenrates (Stura). Obwohl von Lehrmitteln bis zu Stipendien alles von der Telekom bezahlt werde, gebe es keinen Einfluss. „Ich weiß nicht, wie die Aktien stehen und auch nicht, wie viel der Internetanschluss kostet“, meint Christine Kschentz. Auch wenn manch einer die Hochschule „Insel der Seeligen“ nennt, schätzen die Studenten gerade die familiäre Atmosphäre und die fast schon luxuriöse Ausstattung. Dazu gehört auch ein Fitness-Studio samt Sauna im Keller des Gebäudes.

Bisher sind die drastischen Kürzungen beim Mutterunternehmen an der Hochschule mit 37 Dozenten und Technikern spurlos vorbeigegangen. „Mit einem Budget von jährlich zehn Millionen Euro arbeiten wir schon an der unteren Grenze“, sagt Brückner. Von den Anfang der 1990er Jahre bestehenden vier Telekom-Fachhochschulen in Deutschland ist nur noch Leipzig als Standort geblieben. „Wir haben hier nicht den Ost-Bonus, sondern die Telekom ist interessiert an ihrer Hochschule“, beteuert Brückner und verweist auf den angestrebten Ausbau. Ein Internetcafé und ein Wohnheim sollen schon bald auf dem Campus entstehen.

Tobias D. Höhn



Keine Ahnung, wie die T-Aktien stehen: Christine Kschentz vom Studentenrat der Telekom-Fachhochschule. Foto: Höhn

Campus Leipzig ist ein Gemeinschaftsprojekt der LVZ und des Diplom-Studiengangs Journalistik der Universität Leipzig, gefördert von der Sparkasse Leipzig. Die Seite wird von der Lehrredaktion unter Leitung von Prof. Michael Haller betreut. Redaktionelle Verantwortung dieser Ausgabe: Tino Meyer. Campus ist erreichbar unter Tel./Fax 93 57 46 und per Mail: campus@uni-leipzig.de



Uni-Rektor Professor Franz Häuser, zunächst noch bis Dezember im Amt, sieht sich nicht als personelle Übergangslösung. Fasziniert von der neuen Aufgabe stellt er sich den Herausforderungen beim Hochschulkonsens, dem Streit um die Paulinerkirche und den Problemen am Uniklinikum. Fotos: Robert Jahn



## Uni-Rektor ohne Ruhepause

Franz Häuser zieht Zwischenbilanz: „Die Termine werden derzeit weniger, aber nicht die zu lösenden Probleme“

Die Tradition seines Amtes ist ihm wichtig. Seitdem er Rektor der Leipziger Universität ist, hat Professor Franz Häuser wahrscheinlich schon viele Male erläutert, wer die bärtigen Männer auf dem 100 Jahre alten Ölgemälde vor seinem Büro sind: der damalige Rektor und Dekane verschiedener Fakultäten. Seit Mai ist der Jurist Häuser selbst Magnifizenz. Und bei einigen Problemen, die Ursache für den Rücktritt seines Vorgängers Volker Bigl waren, zeichnen sich Lösungen ab.

Frage: Seit einigen Wochen ist Vorlesungspause. Die meisten Studenten und viele Lehrende sind in alle Winde verstreut. Was macht der Rektor in dieser Zeit?

Häuser: Die Termine werden derzeit weniger, aber nicht die Probleme, die gelöst werden müssen. Wir haben im Senat den Hochschulvertrag zustimmend zur Kenntnis genommen und unterzeichnet. Jetzt bedarf es natürlich der Umsetzung. Das ist kein einfacher Prozess, weil das Ganze für die Universität neu ist. Neu ist dagegen weniger, dass weitere Stellen abgebaut werden müssen. Es ist momentan schwierig, die notwendigen Gesprächspartner zu erreichen. Die Uni steht zwar nicht still, manches geht aber einen Tick langsamer.

Seit Mai sind Sie im Amt. Drei große Probleme standen und stehen auf der Tagesordnung: der bereits angesprochene Hochschulkonsens, die Umgestaltung des Campus am Augustusplatz und der Neubau des Uniklinikums. Wie sieht Ihre Zwischenbilanz als Rektor aus?

Die Probleme mit der Medizin sind natürlich nicht vom Tisch. Auch die Bauprojekte, die dort anstehen, sind noch nicht in trockenen Tüchern, was die Finanzierung angeht. Aber das ist auf einem ganz guten Weg. Gegenwärtig

kann ich mich über die Kommunikation mit dem Wissenschaftsministerium nicht beschweren. Ich weiß natürlich nicht, ob das auf Dauer so bleibt. In der Konsensfrage habe ich versucht, die Haltung der Universität ganz klar und deutlich zu vertreten. In Dresden hat man die Befindlichkeiten der Universität wahrgenommen und akzeptiert. Die Umsetzung des Konsenses wird nur in guter Zusammenarbeit mit dem Ministerium möglich sein.

Meinung: Wir sind auf einem guten Weg. Und das meine ich auch. Das letzte und für mich entscheidende Gespräch, auch mit dem Oberbürgermeister, hat am 7. Juli in Dresden stattgefunden. Hier sind wir ein ganzes Stück aufeinander zugegangen. Wenn der Inhalt des Gesprächs Grundlage für die Ausschreibung zur Gestaltung des Paulinergrundstückes wird, dann könnte diese ergänzende Ausschreibung demnächst öffentlich

Landesregierung noch unbedingt daran interessiert war, Leipzig mit im Boot zu haben, konnten wir unsere Interessen deutlicher zur Geltung bringen. Aber als sich die Situation gedreht hatte, mussten wir uns die Frage stellen, ob wir uns durch ein Abseitsgehen nicht selbst schädigen.

Auch beim Konflikt um die Neubauten am Uniklinikum gibt es Fortschritte. Ist die Kritik an der Finanzierung vollkommen verstummt?

Die Finanzierung dazu ist in die Wege geleitet, aber die Dinge im Medizinbereich hatten sich hoch geschaukelt. Meine Aufgabe habe ich darin gesehen, zunächst einmal im Gespräch mit den Beteiligten Rahmenbedingungen zu erkunden, innerhalb derer man die Probleme lösen kann. Es gibt eine Fülle von Problemen, die auch dadurch komplizierter werden, dass die Einnahmen der staatlichen Haushalte zurück gehen.

Trotz oder vielleicht gerade wegen all dieser Konflikte: Macht Ihnen die Arbeit als Rektor Spaß?

Es gibt Momente, in denen ist man wirklich fasziniert von der Aufgabe. Ich finde es ungemein spannend, wenn ausländische Rektoren zu Besuch kommen und ihr Interesse an einer Zusammenarbeit mit unserer traditionsreichen Universität bekunden. Wenn ich dann spüre, dass ich der Repräsentant dieser Einrichtung bin, packt mich das schon innerlich. Eigentlich kann ich ja gar nichts dafür, dass die Universität so alt ist. Aber von außen wird die Universität mit diesem Hintergrund wahrgenommen. Eines macht die Aufgabe besonders reizvoll: Nicht Rektor einer Universität zu sein, sondern Rektor der Landesuniversität in Leipzig.

Gespräch: Martin Achter

„Das Maß an Öffentlichkeit, das unser Gespräch über das Paulinergrundstück im Februar hatte, hat sich als Nachteil erwiesen. Wir waren sehr weit und hatten einen guten Kompromiss gefunden. Dieser ist dann zerredet worden.“

Vor allem die Gestaltung des neuen City-Campus und das Gedenken an die Paulinerkirche bergen Konfliktstoff. Ihr Vorgänger Volker Bigl ist deswegen zurück getreten. Jetzt ist das Klima zwischen Leipzig und Dresden entspannter...

Ich will hier nicht den Eindruck erwecken, als wäre ich derjenige, der allein ein gutes Klima zu Stande gebracht hat. Man hat Herrn Bigl herausgefordert in der Frage der Paulinerkirche. Und dann ist dieses Problem plötzlich mit der Konsensfrage in einen Topf gerührt worden. Ich habe von Anfang an versucht, beide Fragen voneinander zu trennen. Es wird jetzt auch nicht mehr der Konflikt mit Dresden gesucht.

Gibt es mittlerweile Einigkeit zwischen Universität und Landesregierung über das Gedenken an die Paulinerkirche?

Wissenschaftsminister Röbber ist der

werden. Dies wäre für die Universität ungemein wichtig.

Worauf haben Sie sich mit der Landesregierung verständigt?

Herr Röbber hat sich hierzu in der Öffentlichkeit nicht geäußert. Und so will ich es auch halten. Das Maß an Öffentlichkeit, das unser Gespräch über das Paulinergrundstück im Februar hatte, hat sich als Nachteil für die damalige Vereinbarung erwiesen. Wir waren sehr weit und hatten einen Kompromiss gefunden. Dieser ist dann zerredet worden.

In der Pauliner-Frage sind beide Seiten aufeinander zugegangen. Beim Hochschulkonsens dagegen musste die Universität alleine umschwelen...

Wir Leipziger standen plötzlich alleine da. Alle anderen – die Willigen, zuletzt auch die TU Dresden – waren bereit, auch gegen Widerstände aus den eigenen Universitäten. Als die

„Ach ja, Leipzig!“

## „Was kann die altehrwürdige Alma Mater dafür?“

Damals an der Universität: In lockerer Folge stellen wir Persönlichkeiten vor, deren Karriere in Leipzig begann. Heute: der Schriftsteller Reiner Kunze.

In der DDR war er ein streitbarer Literat, heute ist Reiner Kunze anerkannter Schriftsteller, Poet und Übersetzer. Die Journalistenausbildung an der Karl-Marx-Universität (KMU) in Leipzig bezeichnet er als finstere Zeit in seinem Leben: Kurz vor der Promotion wurde er von der Uni verwiesen. Von seinem Hang zum Literarischen ist Kunze, der kürzlich seinen 70. Geburtstag feiert, aber nie abgewichen. Schon als Kind schrieb er Gedichte. Mittlerweile ist er Mitglied mehrerer Akademien und hat eine Reihe von Literaturpreisen verliehen bekommen. Sein neues Buch „Wo wir zu Hause das Salz haben“ mit Nachdichtungen aus 40 Jahren erschien jüngst.

Frage: Sie haben in acht Semestern eine Ausbildung zum Diplom-Journalisten gemacht. War Journalist Ihr Traumberuf?

Kunze: Nicht mein Traum, sondern ein Missverständnis, ein Irrtum. Die beiden Lehrerinnen, die mir nahe legten, Publizistik zu studieren – so heiß

es damals, denn eine Fakultät für Journalistik gab es noch nicht – hatten mich bewusst von der Literatur weg- und zum politischen Schreiben hinlenken wollen. Sie waren Parteiideologinnen.

Was haben Sie während Ihrer Journalistenausbildung gelernt – im positiven wie negativen Sinne?

Vom Akzidenzatz bis zum Zeitungsumbruch alles. Der Rest war im wesentlichen Indoktrination, also kein Traumstudium, sondern – zumindest aus heutiger Sicht – ein Trauma, ein Albtraum. Ausgenommen Fächer wie Stilistik oder Kunst- und Musikgeschichte – da kamen die Professoren von außerhalb. Ich schätze den Beruf des Journalisten dennoch und kenne brillante Köpfe und integrale Persönlichkeiten in diesem Metier. Damals wurde uns jedoch das Gegenteil dessen beigebracht, was das Ethos eines Journalisten ausmachen sollte.

Sie waren wissenschaftlicher Assistent an der Fakultät und haben in literarischen Fachzeitschriften publiziert. Wie kam es zum Vorwurf, Sie würden „die Studenten entpolitisieren“?

Alles Literarische war verdächtig,

denn es ließ Vorstellungsfreiräume und ließ sich ideologisch nicht bis ins Letzte dingfest machen. Man nahm eine Sendung des Berliner Rundfunks mit meinen eigenen Gedichten zum Anlass, um mir Entpolitisierung der Studenten nachzuweisen. Den Gedichten – es waren Liebesgedichte – fehlte der Klassenstandpunkt, hieß es. Wer solche Gedichte schreibe, könne keine sozialistischen Studenten erziehen.

Haben Sie Ihre damalige Literatur selbst als regimiekritisch verstanden?

Das Kunstwerk ist souverän, es bestimmt selbst und aus sich heraus, wofür und wogegen es wirkt, denn es enthält Wahrheit. Für sie muss der Autor jedoch den Kopf hinhalten und das habe ich bewusst getan.

Sie hatten zu der Zeit noch immer ein Parteibuch. Was wurde aus Ihrer SED-Mitgliedschaft?

Gebrochen hatte ich mit der Ideologie 1959, aber das Parteibuch habe ich erst am Tag des Einmarschs des Warschauer Paktes in die Tschechoslowakei am 21. August 1968 zurückgegeben, woraufhin ich ausgeschlossen wurde. Der Dekan der Fakultät und Edith Nell, Chefredakteurin der Modezeitschrift „Sibylle“, die sie bei-

de für mich einsetzten, baten mich auszutreten. Denn damit hätte ich all jene, die für mich gebürgt hatten, in größte Schwierigkeiten gebracht.

Wie haben Sie sich gefühlt, als Sie die KMU verlassen hatten und nicht mehr als Promovierender, sondern als Hilfsschlosser tätig waren?



Geradlinig: Reiner Kunze. Foto: privat

1600 Personen befragt

## Fluthilfe im Fokus der Soziologen

Vor gut einem Jahr brach die Jahrhundertflut über Deutschland und besonders über Sachsen herein. Den Wassermassen folgte eine bundesweite Welle der Solidarität mit den Opfern: Insgesamt 250 Millionen Euro wurden gespendet, zehntausende Helfer packten in den betroffenen Gebieten mit an.

Auslöser dafür war vor allem, dass die Menschen von den Schicksalen der Flutopfer „emotional stark betroffen“ gewesen seien. Das geht aus der Studie „Hilfverhalten in der Flutkatastrophe 2002“ vom Institut für Soziologie der Universität Leipzig hervor. „Je mehr die Bilder der Flutkatastrophe jemanden ergriffen haben, desto eher hat er auch geholfen“, sagt Projektleiter Dr. Bernhard Prosch. Denn beinahe doppelt so viele der Helfer geben im Vergleich zu den Nicht Helfern an, dass die Flut sie „sehr berührt“ hat. Dazu passend wurden eher Menschen aktiv, bei denen die Flut wichtiges Gesprächsthema im Bekanntenkreis war: Doppelt so viele der Helfer haben im Vergleich zu den Nicht Helfern viel mit ihren Freunden über die Flut geredet.

Der Gastdozent aus Erlangen hat die Studie im vergangenen Wintersemester mit den Studierenden eines Seminars begonnen. Die Soziologen haben seitdem 1 600 Personen schriftlich befragt. Sowohl Helfer als auch Nicht Helfer sollten vertreten sein. Die Personen wurden bewusst ausgewählt. Damit ist die Umfrage zwar nicht repräsentativ, erforscht wurden aber gezielt die Ursachen der bundesweiten Hilfsbereitschaft. Zwei Drittel der Befragten hatten den Flutopfern im letzten Jahr geholfen: Davon waren 27 Prozent vor Ort bei Deichsicherung und Versorgung eingesetzt, 60 Prozent spendeten von zu Hause aus. Frauen und Männer waren dabei übrigens gleichermaßen aktiv. Interessant: Die Hilfsbereitschaft nahm laut Studie mit höherem Alter zu. Nicht zuletzt die „gigantische Medienberichterstattung“ war für Prosch eine wichtige Voraussetzung für die Hilfsbereitschaft der Bevölkerung. In den ersten Auswertungen seiner Erhebung zeichnet sich darüber hinaus eine klare Bewertung des Zusammenhalts zwischen Ost- und Westdeutschen im August 2002 ab. „Die Befragten bestätigen die damalige Solidarität, zeigten sich aber sehr skeptisch, ob diese von Dauer sein wird“, sagt Prosch.

Sascha Tegmeier

Studentenfutter

### Bald auf Sendung

20 Mitarbeiter und Studenten von Leipzigs Uni-Radio mephisto 97.6 werden in Berlin das „IFA Radio 2003“ produzieren. Aus einem Gläsernen Studio vom Gelände der Internationalen Funkausstellung senden sie vom 28. August bis 3. September täglich über zehn Stunden Live-Programm.

### Bald auf Wahlkurs

Der Fahrplan für die Wahl des nächsten Uni-Rektors steht fest: Bis 29. August müssen die Kandidatenvorschläge beim Kanzler der Alma Mater eingehen, am 9. September berät über sie der Senat, und die vom Senat bestätigten Amtsanwärter stellen sich am 22. Oktober bei einem Sonderkonzil vor. Auf der Sitzung des Hochschulparlamentes am 5. November fällt dann die Entscheidung.

Was schmerzte, war die Gewissheit, nie wieder an einer Universität unterrichten zu dürfen. Ich war ein begeisterter Lehrer gewesen. Der Gedanke, dass ich die DDR einmal verlassen würde, lag außerhalb meines geistigen Koordinatensystems und ein Deutschland ohne DDR war unvorstellbar.

Wie ist die Beziehung zur Universität heute: Hegen Sie noch Verärgerung oder Enttäuschung wegen Ihres damaligen Ausschlusses?

Was kann die altehrwürdige Alma Mater dafür? Außerdem gibt es keine Beziehung. Sie sind seit 1959 die zweite Person der Universität, die mich angesprochen hat.

Sie haben schon zahlreiche Literaturpreise verliehen bekommen, zudem das Große Bundesverdienstkreuz. Was wünschen Sie sich für die Zukunft?

Zum Beispiel wünschte ich mir, die Kultusministerin und Kultusminister entwickelten ein so inniges Verhältnis zur Sprache, dass sie begreifen könnten, welchen Schaden sie ihr mit der Rechtschreibreform zugefügt haben.

Interview: Yvonne Müther